

HANSER

Lars Brandt

Andenken

ISBN-10: 3-446-20710-4

ISBN-13: 978-3-446-20710-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20710-3>
sowie im Buchhandel

Die Hand, die er einem zum Gruß entgegenstreckte, griff nicht zu. Persönliche Kontakte forderten ihm etwas ab, was aufzubringen schwerfiel. Das Manko zu kaschieren, bedeutete ebenfalls eine Anstrengung, zu der er sich nur aufraffte, wenn es sich unverkennbar lohnte. In Menschenansammlungen fühlte er sich besser aufgehoben als bei einzelnen, wenn nicht Funktionen und Zuordnungen klar definiert waren. Gruppen machten ihn weniger nervös. Menschenmassen, wo Gefühle zu abstrakten Strömen zusammenfließen, gaben ihm Sicherheit und stimulierten ihn. Über sie hingleitend wie über Gras, blieb jenseits der Weichheit seines Leibes die verschlossene Härte des Hauses, das er immer auf dem Rücken behielt, verborgen. Angefüllt mit Gefühlen kam er daher, es waren selten seine eigenen, denen er nur, wenn es unbedingt sein mußte, in der Tiefe seiner Brust einen Kurzbesuch abstattete. Dabei hatte er gerade dann Erfolg, wenn er auf sein Gefühl setzte und nicht alleine auf seinen Verstand. Wollte man der Charakterisierung folgen, die Henry Kissinger einst im Oval Office zum besten gab, wie im Stern stand, blieb ihm wohl auch wenig anderes übrig: "Ich glaube, Herr Präsident, das Hauptproblem liegt darin, daß er nicht sehr helle ist." Nixon teilte diese Meinung: "Dieser Bursche. In der Tat. Brandt ist ein bißchen dumm." "Brandt ist dumm. Und faul", begeisterte sich Kissinger. "Nicht wahr?" bekräftigte Nixon. Kissinger firmierte das Bild: "Und er trinkt." Die Welt der harten Knaben eben. V. hätte bestimmt gerne darauf mit ihnen angestoßen. Gefühl für seine Zeit wurde ihm nachgesagt. Gefühl für etwas zu haben bedeutet allerdings anderes, als sich mit Gefühlen abzuplagen. Seine Isolation drückte sich nicht in kalter Arroganz aus. Wenn man ihm nicht zu sehr auf den Pelz rückte, konnte er Anhänglichkeit an den Tag legen. Zu manchen derer, die ihm aus der Exilzeit in Skandinavien nahestanden, riß der Kontakt über all die Jahre nicht ab. Wer ihm angenehm sein wollte, mußte aber selber beisteuern, was V. nicht aufbrachte, der es weder vermochte, noch das Bedürfnis zu spüren schien, Anteil an dem Leben anderer zu nehmen. Ein Durchlauferhitzer fremder Empfindungen war er. Das ließ ihm Macht über sie. Seine schlichte und um so wirkungsvollere Erkenntnis besagte, daß viele Menschen mit wenig zufrieden waren: Nämlich mit dem, was sie selber ihm mitgebracht hatten. Letztlich also mit sich alleine - solange sie nicht gezwungen waren, dieser Tatsache ins

Auge zu schauen. Zum Zeichen, daß er es geschafft hatte, gewöhnte er sich schon in Berlin ab, eine Armbanduhr zu tragen und ein Portemonnaie zu benutzen. Anfangs flogen noch ein paar Münzen in seiner Hosentasche herum. Irgendwann ließ er auch die fort. Daß er als Kanzler eine Packung Zigaretten selber kaufte, ist wenig wahrscheinlich. In seiner Brieftasche steckten weiterhin ein paar größere Geldscheine - sie waren nicht dazu vorgesehen, es ihm zu erleichtern, sich selbständig in der kleinteiligen Welt zu bewegen. Wie jeder andere Geld bei sich zu tragen, war nun kein Bestandteil seiner Souveränität mehr. Auch seine Zeit hatte er nicht länger am Handgelenk. An die Stelle von Selbstbestimmung trat die Macht über andere. Macht. Nicht von der Art, die auf Zwang beruht oder Dienste kauft, sondern nebulöse Macht, die keine klaren Konturen zeigt. Seine Macht begann dort, wo rund um die Uhr andere zur Stelle waren, die sich um anfallende Rechnungen kümmern mußten. Er gewöhnte sich an all die Handreichungen und löste sich dabei nach und nach vom alltäglichen Leben. Auch den Umgang mit Menschen, die ihm nahestanden, dörrte er so aus, daß möglichst weite, einheitliche Flächen übrigblieben, kein Hin und Her unübersichtlicher Puzzlesteinchen der Verständigung. Nie wäre er auf die Idee gekommen, sich vor einem Termin, auf den wir beide uns Wochen im voraus mittels der Sekretärin verständigt hatten, nochmals zu erkundigen, wie man aufgelegt war und ob es dabei blieb. Seine Verschlossenheit, gar Hilflosigkeit im persönlichen Umgang fiel einigen auf, die mit ihm zu tun hatten. Entsprechend stimuliert, schlug sie in Menschenseligkeit um. Sie hätte rührend wirken können, wäre sie nicht verbunden gewesen mit soviel machtbewußter Wachheit. Genüsse mancher Art kamen ihm stets zupaß, ohne daß er auf der Jagd nach besonderen Verfeinerungen gewesen wäre. Jedenfalls war es für mich immer auch Ausdruck seiner wahren Weltläufigkeit, daß er es nicht nötig hatte, sich mit den Insignien vermeintlich gehobener Bürgerlichkeit zu zeigen. Er erzählte gerne - und niemand weiß, warum er sich daran so erfreute -, wie er Anfang der 50er Jahre in New York den Tulpenstrauß auf seinem Hotelzimmer zum Salat kleinschnitt, den er seinen Freunden als deutsche Spezialität vorstellte. Und deswegen machte es Spaß, mit V. zusammen zu sein. Mir machte es oft großen Spaß. Meistens war er zum Mitlachen aufgelegt, schon weil hinter der nächsten Ecke

immer auch die Schwermut lauerte. Hätte man diesen Menschen von seinen Widersprüchen befreien wollen, wäre wenig von ihm übriggeblieben. Sie schlagen auf das Bild durch, das man sich von ihm macht. Wie wenig passen die Mosaiksteine zueinander, aus denen sich sein Porträt zusammensetzt. Die Widersprüche aber binden die so uneinheitlich bunten Steine erst zusammen. Sogar goldene sind darunter. Will man ihr Schimmern wahrnehmen, muß man das Heterogene, Gebrochene, den inneren Gegensatz als Batterie begreifen, zwischen deren Polen sich Spannung aufbaut. Die Schnecke, absurder Beweis lebendiger Widersprüchlichkeit, die ihr hartes Haus auf dem weichen Leib durch die Welt trägt - V. hatte in Wahrheit doch wenig mit ihr gemein. Denn er hinterließ keine Schleimspur. Seinen Lebenswandel mag jeder, der sich dafür interessiert, beurteilen, wie er will. Der schlüpfrige Kerl hingegen, als der er im Film schon dargestellt wurde, war er nicht. Nein, er war jedenfalls keine Schnecke. Mein Bild von V. ist kubistisch, simultaneistisch, es zeigt ihn jung und alt auf einmal, im Profil, so wie mein Auge ihn sah, wenn wir nebeneinander hergingen, und gleichzeitig frontal, in den diversen Varianten - eigener Wahrnehmung wie der, die andere mir (ob ich will oder nicht) aus ihrer Blickrichtung präsentieren. Mit Fug und Recht, denn es handelt sich bei ihnen nicht um ungeladene Gäste seiner Party. Ich akzeptiere, daß ihrer aller Blicke und Projektionen genauso wesentlich zur immateriellen Skulptur, die V. darstellt, beigetragen haben wie das, was er für mich war. Das Bild der Öffentlichkeit von V. ist legitimiert. Er hat sie drum gebeten, sich eines zu machen. Sie alle waren ihm stets willkommen, solange sie Ansichten über und von ihm mit sich herumtrugen. Sie lieferten ihm ein zweites Spiegelbild. Eines langte nicht. Der Witz von dem verkaterten Mann, der morgens in den Spiegel sieht und denkt: Kenn ich nicht, wasch ich nicht, wäre in seinem Fall zu modifizieren - dafür kennen einen ja die anderen. Keiner so richtig, aber jeder ein bißchen. Zwar jeder ein bißchen falsch, doch in der Summe ergibt es immerhin ein waschbares Gesicht. Eines, das sich auch zur Wahl stellen läßt.